

Christel Eckart

Die Politisierung der Lebenszeit. Erfahrungen mit Fürsorge und Forderungen nach Zeit.

Stichwort- Manuskript für die Jahrestagung der DGfZP:

Atmende Lebensläufe – zeitpolitische Gestaltungsoptionen,

Berlin 23.-24. Okt. 2015

Zum Bild „atmende Lebensläufe“:

Atem für eigene Gestaltung des Lebenslaufs, nach eigenen Vorstellungen

Atempausen in verwalteten, institutionalisierten Lebensläufen

Zeit zum Atmen, zum Luftholen

Lebenslauf selbst soll organisch sein, mit Ein- und Ausatmen, mit frischer Luft versorgt

Das Bild ist im Programm konkretisiert: der Atem ist die Fürsorge, die Selbstsorge, sind fürsorgliche Beziehungen, das Sorgen um- und für einander.

Auf welcher empirischen Grundlage, aufgrund welcher Erfahrungen, mit welchem Ziel fordern wir „atmende Lebensläufe“, – etwas so selbstverständliches wie Atmen – in der Zeitpolitik?

Ich spreche von der Politisierung der Lebenszeit und folge dabei einem Verständnis von Politik (nach Hannah Arendt) als einem Prozess der öffentlichen Artikulation und Auseinandersetzung darüber, was, wie, von wem als Angelegenheit von allgemeinem Interesse geregelt und gestaltet werden soll. Politisches Handeln ist „aktives In-Erscheinung-Treten“ mit Anliegen und Forderungen, die Angelegenheiten von allgemeinem Interesse betreffen.

Von der Politisierung der Lebenszeit – nicht nur des institutionalisierten Lebenslaufs - spreche ich, weil immer mehr Erfahrungen aus dem individuell Privaten öffentlich zur Sprache

gebracht werden (müssen), um Vorstellungen von einem guten Zusammenleben zu entfalten und im gesellschaftlichen und politischen Konflikt zu behaupten, Vorstellungen, die Gegenbilder, Gegenkräfte gegen die dominanten Maßstäbe der Arbeitsmarkt-Individualisierung, der Selbstoptimierung, der Arbeits-Monade (s. Programm) sind.

Diese Maßstäbe sind es, die im sozialen Leitbild für eine effektive Lebensführung dominieren. Darin sind die menschlichen Bedürfnisse und Notwendigkeiten von Fürsorge und fürsorglichen Beziehungen ausgeblendet (aus der politischen Diskussion exkommuniziert) und zu einem persönlich individuellen, quasi naturwüchsigen Problem der Selbsterhaltung gemacht, ins unpolitische „Reich der Notwendigkeit“ leiblicher Bedürftigkeit verwiesen.

Anknüpfend an das oben skizzierte Verständnis von Politik nach H. Arendt, als „die Ermöglichung, die eigene Sicht auf die Beschaffenheit des Gemeinwesens öffentlich zur Geltung zu bringen“, formulierte Eva Senghaas-Knobloch als ein Ziel des feministischen politischen Projekts: „alle Tätigkeiten, die in der Tatsache der existenziellen Angewiesenheit jedes einzelnen Menschen auf konkrete und unmittelbare Fürsorge begründet sind, in ihrer fundamentalpolitischen Bedeutung für die Gestaltung des Gemeinwesens anzuerkennen.“ (2001, S.291, 290)

((Frauen haben diese Grundlagen der Gesellschaft immer wieder politisch zur Sprache gebracht als diejenigen, die in den sozialen Geschlechterverhältnissen durch die Regelungen der geschlechtlichen Arbeitsteilung für die Fürsorge als Arbeit und als persönliche Beziehung zuständig gemacht wurden: Kritik an der Monokultur kapitalistischer Lohnarbeit schon in der alten Frauenbewegung; am kapitalistischen Zeitregime; an den verleugneten Voraussetzungen des „Normalarbeitsverhältnisses“; an der fehlenden Anerkennung der Hausarbeit u.a.))

Frauen bringen die Bedingungen von persönlichen Beziehungen in der Privatsphäre öffentlich zur Sprache, weil sie die Konflikte und Unvereinbarkeiten zwischen Beruf und Familie in ihrem Alltag und in ihrer Lebensführung erfahren, hautnah und früher als „die Politik“ diese Probleme als allgemeine erkennt – meist erst, wenn

bisherige Institutionen nicht mehr funktionieren - und diese Probleme und Konflikte nicht mehr als Besonderheit einer „weiblichen Lebenswelt“, als ein Hindernis auf dem Weg der Integration in den Arbeitsmarkt behandeln können.

Was feministische Sozialwissenschaftlerinnen schon in den 80er Jahren als „Reproduktionskrise“ (u.a. Claudia von Werlhoff) benannt und analysiert haben, wird z. B. als „Pflegenotstand“ erst dann schließlich wahrgenommen, wenn traditionelle Institutionen versagen/erodieren, wenn die Familie als der „größte Pflegedienst der Nation“ nicht mehr zu funktionieren droht, wenn Frauen als das „weibliche Pflegepotential“ auszufallen drohen, weil sie durch ihre eigene veränderte Lebensführung die scheinbar selbstverständliche geschlechtliche Arbeitsteilung, in der sie für die Fürsorge zuständig sind, ins Wanken bringen und so zu einem unübersehbar gesellschaftlichen Problem werden lassen, das als gesellschaftliches gelöst werden muss – als Gegenstand öffentlicher Erörterung von Recht und Gerechtigkeit und von Streit um die Kriterien für die gesellschaftliche Organisation von Arbeit – auch durch Zeit.

Die Kritik und die politischen Forderungen von Einzelnen und Gruppen entstehen aus konkreten Erfahrungen der Diskrepanz von Lebensentwürfen und gesellschaftlichen Lebensbedingungen, von entstehenden Möglichkeiten der eigenen Lebensgestaltung und überkommenen Regelungen und Normierungen, die zu unzulässigen, nicht mehr akzeptierten Verhinderungen werden und ihre Legitimität verlieren.

Z.B. die Diskussionen um die Haus- und Familienarbeit in den 70er Jahren und die feministische Kritik an der Konstruktion des Wohlfahrtsstaates in den späten 80ern. Sie wurden unter gesellschaftlichen Bedingungen angestoßen, in denen die bürgerlich-industrielle Geschlechterordnung mit ihrer Polarisierung der Geschlechtscharaktere und der traditionellen Bindung der Frauen an die Familie ihre Legitimation verlor.

Generationenerfahrung: In den 70ern erfuhr eine erste Generation von gut ausgebildeten Frauen aus der Mittelschicht und Frauen, die durch Ausbildung und Beruf sozial im Aufsteigen waren, die zunehmenden emotionalen Anforderungen des Kleinfamilienlebens und der Bewältigung der Haus- und Familienarbeit ohne genügende Unterstützung durch Haushaltshilfen und durch den Ehemann. - Die Krise des Sozialstaates in den 80er Jahren erlebten die Frauen als eine, in der ihre unbezahlte Haus- und Sorgearbeit ihnen nicht jene

Ansprüche auf staatliche Unterstützung gewährte, wie sie das sog. Normalarbeitsverhältnis zu sichern versprach. Dieses setzt aber zugleich im deutschen Familien-Ernährer-Modell die unbezahlte Haus- und Familienarbeit für den „Normalarbeiter“ voraus und Frauen mit familiengebundenen Lebensläufen können seine Voraussetzungen daher nicht erfüllen.

((Die deutsche Politik sozialer Sicherung folgt einer ausgefeilten Zeitpolitik mit Zeitkontingenten und Zeitmarken, die Art und Ausmaß der Inklusion in das soziale Sicherungssystem bestimmen: Anzahl von Wochenarbeitsstunden, von Jahren kontinuierlicher Beschäftigung, Lage der Ausbildungszeiten im Lebenslauf etc.))

In dieser Zeit der späten 80er und der 90er Jahre mit der Krise des Sozialstaates wurden die weitreichenden feministischen Analysen (besonders in skandinavischen Ländern, Gross Britannien, Deutschland) der individuellen und gesellschaftlichen Bedeutung von Sorge, Fürsorge, Selbstsorge, Care als Arbeit und als fürsorgliche Beziehung entwickelt, - auch als Kritik am dominanten Lohnarbeitsdiskurs, in dem Arbeit als die wichtigste Grundlage gesellschaftlichen Zusammenhalts und persönlicher Identitätsstiftung überhöht wird, verbunden und abgeleitet von einem männlichen Modell von Individualisierung und ökonomischer Selbständigkeit. Dagegen wurden die wechselseitige Sorge, Erfahrung von fürsorglicher Praxis und fürsorglichen Beziehungen als fundamentale Erfahrung und Voraussetzung für die „Sorge für die gemeinsame Welt“ (H. Arendt) und für demokratisches Zusammenleben hervorgehoben.

Die amerikanische Politologin Joan Tronto:

„Welche Art Menschen müssen demokratische Staatsbürger sein, damit sie am demokratischen Leben partizipieren und sich von einander unterscheiden können? ((d.h. politische Gleichheit in der Differenz anerkennen)) (...) Solche demokratischen Staatsbürger müssen mit Formen fürsorglicher Praxis vertraut sein und sich dabei wohlfühlen. Durch ihr Engagement in fürsorglichen Tätigkeiten werden sie sich moralische Fertigkeiten wie Aufmerksamkeit, Verantwortlichkeit, Kompetenz und Entgegenkommen erworben haben. Sie werden gelernt haben, selbstreflexiv zu sein, ohne selbstreferentiell zu sein. Sie werden verstanden haben, dass Individuen und Gesellschaft nur durch die Zeit und in der Zeit existieren – eine Kategorie, die politische Theoretiker viel zu oft übersehen – und dass die politische Ordnung in jedem Augenblick Menschen in allen Lebensstadien

gerecht werden muss und dass jeder von uns sich im Laufe seines Lebens verändert. Und sie werden gelernt haben, mit Konflikten zu leben, ohne zu fürchten, dass sie das Ende von Beziehungen oder in letzter Instanz Zerstörung bedeuten.“ (Demokratie als fürsorgliche Praxis. FS 2000, S.37f)

- Erfahrung von Fürsorge machen können – Befähigung zu demokratischem Handeln – Ermöglichung, Staatsbürger/in zu sein.

Sowohl in der sozialwissenschaftlichen Analysen wie in der politischen Diskussion wurden die tatsächlichen Lebensverläufe von Frauen mit ihren meist „diskontinuierlichen Erwerbsbiografien“ (d. h. nach herrschenden Standards des männlichen Modells: abweichende Erwerbsbiografien) als ein mögliches soziales Modell zur Verallgemeinerung hervorgehoben, eines, an dem sich Männer wie Frauen ohne Diskriminierung orientieren könnten. Formen der Existenzsicherung, wie sie bisher hauptsächlich Frauen in ihren Biografien kombiniert haben, könnten als allgemeines Leitbild an die Stelle des patriarchalen „Ernährermodells“ treten: aktive Zeiten in der Erwerbsarbeit und Pausen davon und wechselseitige Versorgungsregelungen in selbstgewählten Solidargemeinschaften. - Z.B. Ilona Ostner formulierte den Vorschlag „Von der Status- zur Passagensicherung“ (1995). Die sozialstaatliche Sicherung solcher Wechselprozesse im Interesse der Einzelnen hätte den Vorrang gegenüber der Sicherung eines kontinuierlichen Status als Lohnarbeitnehmer/in. Das hieße schließlich: nicht die Suche nach der „Zukunft der Arbeit“ wäre der Wegweiser für die soziale Phantasie davon, wofür wir Zeit brauchen und wollen, sondern Erfahrungen und Vorstellungen einer vielfältigen „Kultur der Beziehungen“ und Formen des Zusammenlebens. – Es bedeutete auch eine Veränderung des Selbstbildes und des sozialen Rollenbildes von Frauen und besonders von Männern.

((ZEIT 23. Juli 2015: Die Lüge von der Vereinbarkeit. „Wir sind noch zu feige“. Alle reden über moderne Väter. Und was wollen die Männer selbst?))

Eine Gruppe von Frauen in der ÖTV forderte 1988 auf dem Gewerkschaftstag den Abschied „vom Leitbild des von der Familienarbeit entlasteten männlichen Arbeitnehmers als Normalarbeiter. Der Mensch, der für sich, seine Kinder, die Familie materielle und emotionale Reproduktionsarbeit leistet, soll zum Maßstab des Normalarbeiters/der Normalarbeiterin genommen werden.“ Die soziale Anerkennung von Fürsorglichkeit

war in diesem Antrag Kriterium für die Gestaltung von Berufsarbeitsverhältnissen. – Der Antrag wurde kontrovers diskutiert, auf Anraten der Kommission zurückgezogen, doch hatte er Langzeitwirkung beim Bohren dicker Bretter auch in den Gewerkschaften. 1996 nahm der DGB den Vorsatz in sein Grundsatzprogramm auf, ...“noch stärker darauf zu zielen, die Gleichstellung von Frauen und Männern im Arbeitsleben zu erreichen. (...) Arbeitszeiten müssen so gestaltet sein, daß Erwerbspersonen mit Erziehungs- und Pflegeaufgaben nicht aus dem Erwerbsleben gedrängt werden.“ Die Formulierungen unterscheiden sich dennoch substantiell: Aus der aktiven Sprache der Frauengruppe - dem aktiv in Erscheinung treten - wird die der paternalistischen Behandlung einer benachteiligten Gruppe.

Die Analysen der Bedeutung von Fürsorge und fürsorglichen Beziehungen der feministischen Sozialwissenschaftlerinnen brachten die praktischen Erfahrungen von Frauen in deren Biografien und im Alltag zur Sprache und zeigten, dass die Anliegen und Forderungen, die daraus für die Anerkennung in der Gesellschaft und in der Politik zu ziehen sind, keineswegs allein die Frauen betreffen. Sie sind vielmehr „Angelegenheiten von allgemeinem Interesse“.

Die Aufmerksamkeit, die „Care“ in politischen Programmen und Absichtserklärungen in den letzten Jahren gewonnen hat – z.B. in den Familienberichten; in Regelungen zu Kinderversorgung und Altenpflege etc. ; wir werden auf der Tagung mehr davon hören - , ist gewiss ein Erfolg, ist jedoch auch mit den Tücken des Erfolgs verbunden, wenn politische Verallgemeinerungen sich von konkreten Erfahrungen und Zielen, von denen sie ihren Ausgang nahmen, zu entfernen drohen.

Eine einflussreiche Veränderung im Diskurs, im Reden über Fürsorge ist die allmähliche Durchsetzung des Adult-Worker-Modells, des Modells der Erwachsenen Erwerbstätigen, das seit gut 15 Jahren auch in der Sozialpolitik in Deutschland die Ausrichtung am Modell des Familienernährers ablöst. Das A-W-Modell besagt, dass jede/r Erwachsene für ihre/seine ökonomische Existenzsicherung selbst zu sorgen hat. Wenn sich sowohl die Lebensführung von Männern wie auch die von Frauen am Arbeitsmarkt orientieren sollen, dann erodieren kulturelle Institutionen von fürsorglichen Beziehungen, wie auch die Legitimation für die traditionelle geschlechtliche Arbeitsteilung. Die Individualisierung von Frauen und Männern als Marktsubjekte im Modell des A-W setzt jetzt für beide die erwachsene Person als handlungsfähige schon voraus, ohne sich theoretisch und

realpolitisch um die Bedingungen und Voraussetzungen für ihr Heranwachsen und ihre alltägliche Reproduktion zu kümmern. Die politische Rhetorik und Programmatik kreist mit dem aus- und übergreifenden, aber inhaltlich beschränkten Vokabular des Arbeitsdiskurses um das Ziel, alle Menschen in den Arbeitsmarkt zu integrieren und für Frauen die „Hindernisse“ für diese Integration zu beseitigen, sich dafür fit zu machen und zu halten.

Die sehr naheliegende Frage: Who cares? Wo bleibt, wer kümmert sich um die Fürsorge, für die Frauen in der bürgerlich-industriellen Geschlechterordnung und im Familienernährermodell zuständig waren, für die sie eine Sprache, eine moralische Orientierung an Fürsorge und Beziehungen hatten? Die gewichtige Frage „who cares“ bleibt im neoliberalen Diskurs der Arbeitspolitik ungestellt und unbeantwortet. Sie wird individualisiert (oder kommodifiziert). Jede/r Einzelne, jedes Paar und jede Lebensgemeinschaft hat darauf individuell Antworten zu finden und neue, bisher ungeübte Formen von fürsorglicher Praxis und verlässlichen emotionalen Beziehungen zu erproben und mit anderen „auszuhandeln“. (Grenzen von „Aushandeln“ in emotionalen Beziehungen)

Auf dem Arbeitsmarkt wird die Bereitschaft zu individueller Flexibilität, Mobilität und Eigenverantwortung zur sozialen Tugend stilisiert. Wandlungsfähigkeit, Beweglichkeit ist das Mantra der Gegenwart. Die geforderte Beweglichkeit ist auch in die Zukunft hinein offen. Es wird zur Aufgabe des Einzelnen, die fragmentierten Zeiten der Gegenwart und die offene Entwicklung in die Zukunft selbst zu synchronisieren und zu koordinieren, ein stabiles Selbstverständnis in den unstillen Prozessen zu entwickeln. Die geforderte Beweglichkeit lässt gleichsam im Gegenlicht die bisherigen (Vorstellungen von den) Voraussetzungen für verlässliche, vertrauensvolle Beziehungen erkennen, unter denen ein stabiles Selbstgefühl wachsen konnte/sollte: Dauer, Treue, Nähe, Akzeptanz, Schutz, Wachsen mit Veränderungen. Sie sind von Frauen und Männern unter den Bedingungen biografischer Unsicherheit jenseits der traditionellen Arbeitsteilung in den privaten Beziehungen in neuen Formen herzustellen.

Zur Generationenerfahrung:

Der Soziologe Heinz Bude beschreibt die „Generation Null Fehler“, ZEIT 4.9.14:

Bude beschreibt die Generation, geboren zwischen 1970 und 1980 (nach den Babyboomern), als „Virtuosen des richtigen Augenblicks“, als „Generation der Optionswahrung“, mit einer „erstaunlichen Bereitschaft zur persönlichen Plastizität“. Abwarten erscheint klüger als Festhalten oder Drauflosgehen. Die Optionen sind nicht so sehr auf eigene Lebensentwürfe bezogen, als vielmehr immer auf die Lösung eines Problems. Weil man aber die Probleme, die sich vielleicht stellen werden, nicht voraussehen kann, muss man möglichst viele Optionen parat haben, auf die man im Zweifelsfall zurückgreifen kann. (s. auch Generation Y in: ZPM 21, Dez. 2012; neueste 17. Shell Jugendstudie 2015, 15-24Jährige)

Wie können in dieser Haltung der „Optionswahrung“, die dem Arbeitsmarkt und Formen der ökonomischen Existenzsicherung angemessen sein mögen, verlässliche Fürsorgebeziehungen gestaltet, erlebt, erfahren und praktiziert werden?

Es gibt für diese Frage viele pessimistische Antworten (von Richard Sennett, *The corrosion of character/ Der flexible Mensch*, 1998, bis zu neueren von Eva Illouz). Illouz hat kürzlich auf der Tagung „Lost in Perfection“ in Hamburg (9.10.2015) die These vorgetragen, dass die auf ständige Perfektionierung ausgerichtete Selbstbeobachtung nicht das gewünschte Sicherheitsgefühl entstehen lässt, sondern vielmehr Unsicherheit und einen Mangel an Vertrauen hervorbringt. Die individuelle Selbstoptimierung hat keinen Boden gemeinsamer Erfahrung mehr, keine geteilte selbstverständliche Gewissheit von Bindung und Zugehörigkeit.

Die feministischen Analysen der Bedeutung von Fürsorge und die politische Forderung nach deren gesellschaftlicher Anerkennung konnten sich auf eine gemeinsame soziale Lage „der Frauen“ beziehen, auf die ihnen durch die patriarchale Geschlechterordnung und die geschlechtliche Arbeitsteilung zugeschriebene Zuständigkeit für sorgende Tätigkeit für Kinder und Familie. Der „weibliche Lebenszusammenhang“ (Ulrike Prokop 1976) bildete einen (unterstellten) gemeinsamen Erfahrungshintergrund, vor dem das inhaltliche Ziel der Anerkennung dieser Tätigkeiten gerechtfertigt werden konnte. Der politische Streit geht um die Angemessenheit der Strategien und Praktiken zur Durchsetzung dieses Ziels. Das intuitive Verständnis eines solchen gemeinsamen Erfahrungszusammenhangs hat sich unter den Anforderungen der Individualisierung weitgehend aufgelöst.

In der institutionalisierten Politik waren die Strategien erfolgreich, die Fürsorge in den Arbeitsdiskurs überführt haben, die von Care-Arbeit oder Fürsorge-Arbeit sprechen. Das ist die Sprache, die in der Arbeitsgesellschaft verstanden wird, in der die Arbeit zur Lebensform und Arbeitsfähigkeit zum vorrangigen Kriterium sozialer Akzeptanz stilisiert werden. Doch es ist ein mehr als zweifelhafter Erfolg um den Preis einer Sprachzerstörung (Alfred Lorenzer), durch die Wünsche, Bedürfnisse, Erfahrungen und Orientierungen an fürsorglichen Beziehungen aus dem öffentlichen Diskurs verdrängt werden. Die Ausdrucksfähigkeit, Ausdrucksmöglichkeit für diese individuellen, subjektiven Bedürfnisse werden unter der Dominanz des Arbeitsdiskurses erdrückt. (Aus Arbeit aus Liebe wurde Liebe als Arbeit; aus Liebesbemühungen wurde Beziehungsarbeit; aus Abschied und Verlusterfahrung Trauerarbeit etc.)

Grundsätzliches zur Hegemonie des Arbeitsdiskurses: Es lässt sich darüber streiten, ob und in welcher Art von Arbeitsgesellschaft wir leben und darüber, welche und wie viel Arbeit zum menschlichen Leben gehört. Unbestreitbar aber ist, dass Fürsorge wesentlich zum menschlichen Leben gehört. Beziehungen des Sorgens sind unabdingbar Teil der *conditio humana*. - Arbeit und Fürsorge sind beide lebensnotwendig. Sie sind beide nicht nicht zu wählen.

Fürsorgliche Beziehungen sind selbst ein eigenes Kriterium für das gesellschaftliche Zusammenleben. Und sie sind damit auch ein Maßstab für die gesellschaftliche Organisation der Arbeit, ein Kriterium für die Kritik an den Formen, Anforderungen und Zumutungen der Organisation von Berufsarbeit und ein Maßstab für Zeitpolitik, der in den Begriffen der Fürsorge als Ziel ausformuliert werden muss, also nicht etwa im Vokabular der „Erhaltung und Wiederherstellung der Arbeitskraft“ sich erschöpft.

((Phänomene von Depressionen und Burn-Out sind individuelle Reaktionen auf gesellschaftliche Fehlentwicklungen, auf die gesellschaftliche Missachtung der Bedürfnisse nach Fürsorge und Selbstsorge. Unter den Ansprüchen der Individualisierung und der Auflösung von Traditionen persönlicher Anerkennung werden diese individuellen Leiderfahrungen ausgedeutet als das Ergebnis persönlicher Unfähigkeit, als Scheitern daran, die Selbstsorge, die Sorge um sich selbst „erfolgreich“ zu bewerkstelligen. S. DGfZP Jahrestagung 2014, „Zeit und Gesundheit“))

Zeitpolitik für „atmende Lebensläufe“ muss Ansprüche und Anforderungen zur Sprache bringen für eine eigene persönliche Lebensgestaltung, in der Fürsorge – die Sorge für andere und für sich selbst – eine leitende Orientierung bilden; Ansprüche und Zielvorstellungen für Zeitregelungen, die die sozialen und politischen Bedingungen gewährleisten, in verlässlichen Beziehungen leben zu können, fürsorglich handeln, Verantwortung übernehmen und sozial engagiert sein zu können. Mit dem öffentlichen Ausdruck für diese Erfahrungen und Anliegen werden die Anteile und Inhalte von gesellschaftlichen Konflikten benannt und gegen administrative Behauptungen von „alternativlosen“ Prioritäten gestellt.

„Geschlechtergerechte Zeitpolitik“ beginnt mit der Kritik an einseitigen Verteilung und Zuschreibung von Sorgetätigkeiten an die Frauen. Doch sie ist nicht darauf zu reduzieren. Vielmehr muss der Anspruch aller, Frauen wie Männer, öffentliche Ausdrucksformen finden, dass sie aktive Erfahrungen fürsorglicher Beziehungen machen können und ein Leben in wechselseitigen fürsorglichen Beziehungen führen können. Die Fähigkeit zur Sorge um sich, zur Selbstsorge, (das zeigt die Sozialisationsforschung) entwickelt sich durch die konkrete Erfahrung in sorgenden intersubjektiven Beziehungen (und kann schließlich zu einer „Sorge für die gemeinsame Welt“ befähigen, s.o.). In diesen Erfahrungen liegt ein Potenzial von Widerstand gegen die Vereinnahmung und Überforderung der Einzelnen durch die Programme von Selbstoptimierung und Selbstvermarktung. Diese Erfahrungen machen zu wollen, ist eine Basis dafür, selbst Grenzen zu ziehen gegenüber äußeren Erwartungen und Anforderungen, nicht nur aus dem Beruf.

Die oben skizzierte Beschreibung der Generation Y, auch die Ergebnisse der 17. Shell Studie lassen plausibel vermuten, dass die Einstellungen auch dadurch geprägt sind, dass diese Generationen mit berufstätigen Müttern aufgewachsen sind. Sie haben die Erfahrung des Heranwachsens mit Müttern gemacht, die Berufstätigkeit und Fürsorge verbinden. (s. auch Projekt FSJ, Kassel 2006; Karin Flaake: Neue Mütter-neue Väter, 2014) Für junge Männer ist es noch immer schwer, diese von ihnen wertgeschätzte Erfahrung in deutlichen Worten von Ansprüchen nach fürsorglichen Beziehungen für die eigene Lebensgestaltung zu formulieren. „Optionswahrung“ klingt voll cool.

Die Gesellschaft für Zeitpolitik sollte dabei helfen, ihrer Erfahrung Ausdruck zu geben und öffentlich mit ihren Wünschen und Forderungen in Erscheinung zu treten.

Literaturhinweise:

Karin Flaake: Neue Mütter – neue Väter. Eine empirische Studie zu veränderten Geschlechterbeziehungen in Familien. Psychosozial-Verlag, Gießen 2014 (als Beispiel für gesellschaftliche Rahmenbedingungen nennt sie im Schlußkapitel die Vorschläge zu einer Familienzeitpolitik im 8. Familienbericht 2012 und das Modell einer Familienarbeitszeit, vom DIW im Auftrag von Friedrich-Ebert- und Hans-Böckler-Stiftung entwickelt, 2014)

Eva Senghaas-Knobloch: Postfordistische Grenzverwischung der Arbeitswelt und das feministische politische Projekt. In: Heike Kahlert/Claudia Lenz (Hg.): Die Neubestimmung des Politischen. Denkbewegungen im Dialog mit Hannah Arendt. Königstein/Ts 2001, 264-298

Joan Tronto: Demokratie als fürsorgliche Praxis. In: Feministische Studien, Extra 2000, 25-42

Ilona Ostner: Wandel der Familienformen und soziale Sicherung der Frau oder: von der Status- zur Passagensicherung. In: Dieter Döring/Richard Hauser (Hg.): Soziale Sicherheit in Gefahr. Frankfurt 1995, 80-117

Exkurse:

Martha C. Nussbaum: Politische Emotionen. Warum Liebe für Gerechtigkeit wichtig ist. Berlin 2014

„... diejenigen, die tiefe Gefühle in uns wachrufen, sind jene, mit denen wir durch unsere Vorstellung von einem wertvollen Leben verbunden sind – dies werde ich von jetzt an `Betroffenheitsradius´ nennen. Sollen fremde Menschen und abstrakte Prinzipien uns anrühren, müssen diese Gefühle dafür sorgen, dass sie in unseren `Betroffenheitsradius´ einbezogen werden, muss `unser´ Leben diese Menschen und Ereignisse als Teil von `uns´ und unserer eigenen gedeihlichen Entwicklung einschließen.“ S.26

17. Shell Studie 2015; 15-24Jährige:

95% wollen sicheren Arbeitsplatz und flexible Arbeitsformen

90%: Familie und Kinder dürfen gegenüber Arbeit nicht zu kurz kommen;

75% für TZA wenn Kinder; Karriere steht hinter Vereinbarkeit von Arbeit und Privatleben.

Klaus Hurrelmann erfindet neues Etikett für sie: Generation R(- elaxed)

Kritik der Kritik:

Robert und Edward Skidelsky: Wie viel ist genug? Vom Wachstumswahn zu einer Ökonomie des guten Lebens. München 2013

Gier als eine naturalisierte Eigenschaft des Menschen soll eingehegt, gebremst werden. Kein Begriff von ebenso „natürlichen“ Bedürfnissen nach Bindung und Fürsorge.

ZEIT 30.Juli 2015, Titel: Der Fluch der frühen Rente. – Zufrieden, gelangweilt, sinnsuchend.

Hermetischer Arbeitsdiskurs. Der Fluch soll gebannt werden durch Arbeit. Kein Gedanke daran, was das „Arbeitsleben“ den Menschen ausgetrieben haben könnte.